

Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 72 (2005)

Artikel: Zur Akkulturation der Juden in Zürich 1850-1900
Autor: Kaufmann, Uri Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1045414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bürgerliches Leben als Ideal. Die dem Familiennamen nach aus einer der beiden jüdischen Landgemeinden des Aargaus stammende Fanny Bloch-Bernheim kleidete sich um 1860 in schwarzem Zürcher Seidenstoff. Die Familie gehörte zu den ersten nach dem Mittelalter in der Stadt Zürich zugelassenen jüdischen Familien. (Vorlage Staatsarchiv Zürich, Bild Martin Leonhard)

Zur Akkulturation der Juden in Zürich 1850–1900

Uri Robert Kaufmann

Welche gesellschaftliche Stellung nahmen die Juden in Westeuropa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein? Und in welcher Beziehung standen Juden zu ihrem christlichen Umfeld? Über diese Fragen gibt es seit einiger Zeit eine aufschlussreiche Debatte: Richtete sich die ältere zionistische Historiografie nach dem Verdikt von Gershom Scholem, der von einem völligen Scheitern der Integration der Juden in Deutschland und Europa überhaupt ausging,¹ so betonen Diasporahistoriker wie David Sorkin oder Michael A. Meyer die Eigenständigkeit einer deutsch-jüdischen Kultur auch und gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.² Die jüngere israelische Historiografie schliesst sich dieser Tendenz mit Vorbehalten an, so etwa Shulamit Volkov, die den Begriff der «Dissimilation» einführte, oder Abraham Barkai, der die Besonderheiten der Berufsstruktur der Juden bis zum Ende der Weimarer Republik betont.³ Eine neue vergleichende Arbeit eines deutschen Historikers relativiert gleichzeitig das Verdikt von Scholem bezüglich Preussens und Berlins.⁴ Insgesamt wären die Fragen von Akkulturation und innerjüdischer religiöser Diversifizierung stärker mit christlichen Minderheiten, also integrativ, sowie national vergleichend zu betrachten.

Verschiedene Begriffe spielen innerhalb dieser Diskussion und für die folgenden Ausführungen eine zentrale Rolle. Unter «Assimilation» verstehe ich die Selbstauflösung, etwa durch eine säkulare Lebenshaltung und Desinteresse an jüdischer Kultur oder durch Taufe, unter «Akkulturation» einen Austausch von kulturellen Werten zwischen Minderheit und Mehrheit unter Wahrung der Gruppenidentität und unter «Emanzipation» den Kampf um rechtliche Gleichstellung. Die europäisch-jüdische Geschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war in Westeuropa durch den Kampf um Gleichberechtigung (erreicht in Sardinien-Piemont 1848, in Österreich-Ungarn 1867, im Deutschen Reich 1871, in der Schweiz 1879), Urbanisierung und einen langsamen sozialen Aufstieg gekennzeichnet.⁵ Vorher hatten Frankreich (1791) und die Niederlande (1796) die Juden gleichgestellt. In den jungen USA und den englischen Kolonien Amerikas gab es nie staatliche Einschränkungen. In Osteuropa (ausserhalb Russlands) sollte die teilweise Gleichstellung hingegen ein kurzes Zwischenspiel (1920–1939) bleiben.

In «Akkulturation» steckt der Begriff «Kultur», doch was bedeutet dieses Wort? Ist das bildungsbürgerliche Ideal – etwa der bürgerliche deutsche Antikenkult – das Mass aller Dinge? Pragmatisch verstehe ich hier darunter den Erwerb der bürgerlichen allgemeinen Bildung. Davon ausgehend, bauen meine Ausführungen auf folgenden Fragen auf: Worin unterschied sich die Kultur der Juden von derjenigen der Mehrheitsbevölkerung um 1850? Wurden die Juden in Zürich gesellschaftlich bis 1900 integriert? Erfuhren sie mehr Ablehnung oder mehr Zustimmung?

Juden um Zürich

Für den Kanton Zürich sind zuerst einmal die jüdischen Landgemeinden in der Nähe des Kantonsgebietes relevant. Im Gegensatz zu Mannheim, Karlsruhe, Frankfurt, Hamburg, Breslau oder Darmstadt, wo Juden schon um 1800 an bürgerliche Bildungsideale akkulturiert waren, durften im Zürich des 18. Jahrhunderts keine Juden wohnen, ja seit 1634 nicht einmal das Gebiet des heutigen Kantons betreten oder Waren transportieren lassen.⁶

Im aargauischen Surbtal hingegen lebten in Endingen und Lengnau um 1850 1'500 Juden. In Endingen machten sie die Hälfte der Dorfbevölkerung aus, deshalb stellte sich hier die Frage der Integration anders. Sie bildeten sich selbst verwaltende Gruppen, die schon im 18. Jahrhundert mit deutlich sichtbaren Synagogenbauten Zeichen im öffentlichen Raum gesetzt hatten. Hier existierten eigene religiöse und gesellschaftliche Gruppierungen, die sich wie Katholiken und Protestanten um 1850/1900 auf dem Lande gesellschaftlich wenig mischten. Weiter wohnten in der badischen Nachbarschaft in Tiengen bei Waldshut und nördlich von Diessenhofen auf der rechtsrheinischen, südbadischen Seite in Gailingen, Randegg und Worblingen weitere 1'500 Juden.⁷ Etwas mehr auf die Ostschweiz ausgerichtet waren Wangen am Untersee und Hohenems im Vorarlberg (200 und 521 jüdische Einwohner). Diese Landjuden waren in Zürich trotz der erwähnten Abwehrpolitik nicht fremd. Die Wurzeln ihrer Ansiedlung gehen im Raum Waldshut und in der Grafschaft Baden auf die 1560er Jahre, für Gailingen auf 1655 und für Hohenems auf mindestens 1617 zurück. Im Grenzgebiet zum Kanton – und auch innerhalb, falls es keine Denunzianten gab – kam es durchaus zu Kontakten zwischen Zürcher Bauern und jüdischen Handelsleuten.⁸ Zur Zeit der Helvetik (1798–1803) duldete Zürich ein paar jüdische Geschäftsleute aus dem Elsass. Obwohl nach 1803 im Kanton Zürich ein «Berufsverbot» für Juden herrschte – Juden waren im Rindviehhandel bis 1855 prinzipiell nicht zugelassen, im Hausierhandel durfte 1825 eine kleine Gruppe von 27 patentierten «Hebräern» nur auf der Landschaft (nicht aber in der Stadt Zürich) Märkte (aber nicht Privathäuser) besuchen –, waren sie präsent.⁹ Der Textilhändler Hermann Bernheim aus Lengnau bereiste die Umgebung von Winterthur (Töss) seit den 1820er Jahren, Isaak und Wolf Guggenheim aus Endingen waren 1846 schon dreissig Jahre in Zürich tätig.¹⁰ Sie stiegen im Gasthaus Rothaus an der Marktgasse im Niederdorf ab, waren rechtlich bloss «Aufenthalter» und erschienen auf der im «Tagblatt der Stadt Zürich» veröffentlichten Gästeliste. Um zu verhindern, dass die wenigen geduldeten Händler Familienangehörige nachzogen, verbot diesen die Stadt Zürich das Übernachten.¹¹ Sie wichen auf Vorortsgemeinden wie Hottingen aus.

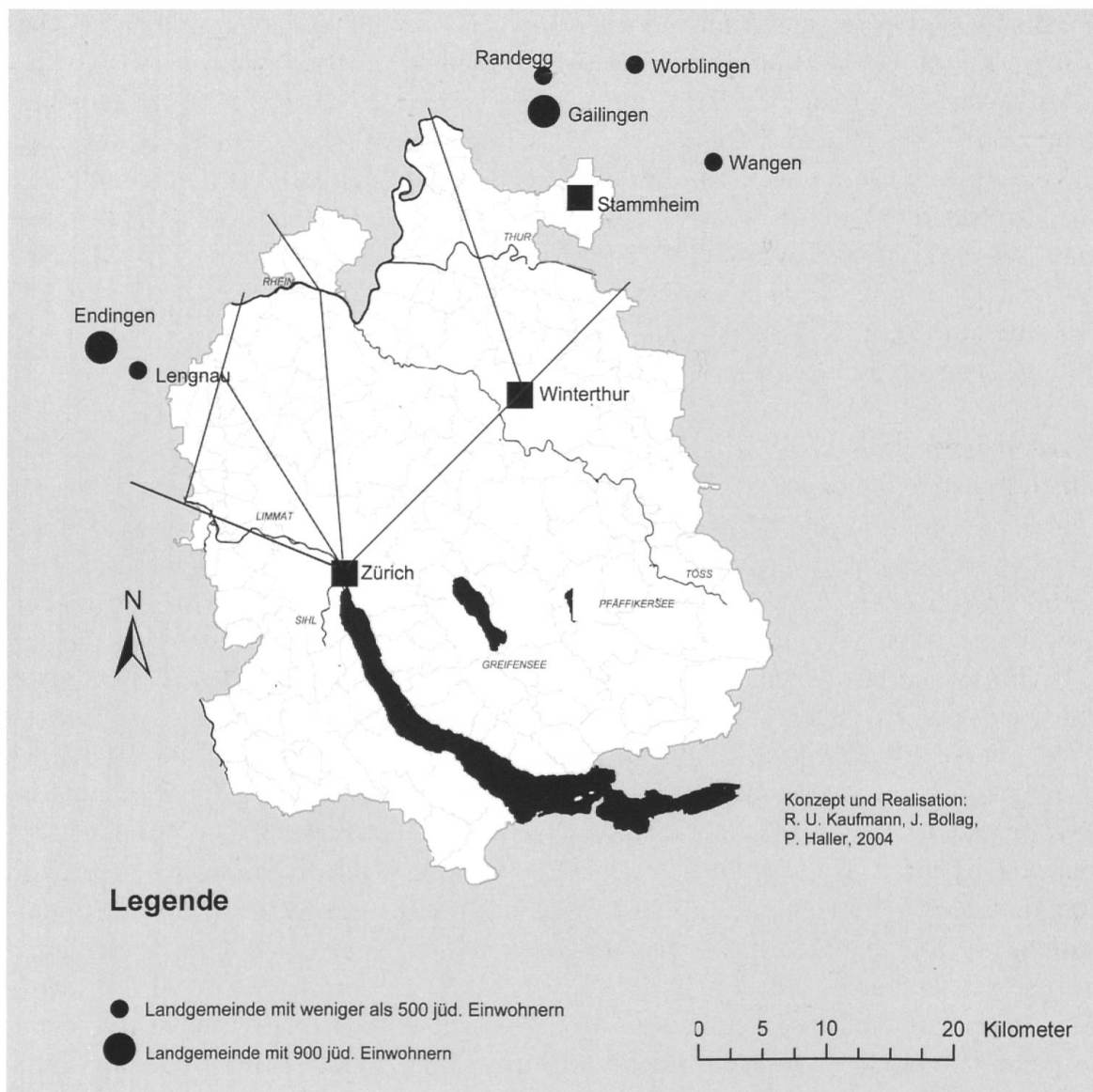
Juden waren im Kanton Zürich um 1850 also nicht mehr «fremd», hatten aber kein Recht auf freie Niederlassung. Dieser Kampf um Freizügigkeit sollte die Juden in der Schweiz bis 1864/66 beschäftigen.¹² Schützenhilfe leistete – aber erst nach 1859 – das mächtige Frankreich. Dieses forderte in einem Freihandelsvertrag 1864 ausdrücklich die freie Niederlassung für französische jüdische Staatsbürger. Eine Änderung der Bundesverfassung von 1848 wurde nötig, die die Schweizer Juden diskriminierte. Vor die Wahl gestellt, den wichtigen Absatzmarkt Frankreich zu verlieren oder die Juden zuzulassen, liess sich 1866 eine knappe Mehrheit der männlichen Stimmbürger mit

einem noch knapperen Ständemehr überzeugen.¹³ Zürich hatte auf kantonaler Ebene schon 1862 Niederlassungsbeschränkungen und einige andere Ungleichheiten abgeschafft, beharrte aber bei der Einbürgerung bis 1866 auf dem Nachweis eines Taufscheins.¹⁴ Hier wirkte das Ideal des exklusiv christlichen Staates im liberalen Zürich lange nach. Es entstand die paradoxe Situation, dass ab 1867 Juden Zürcher Ortsbürger werden konnten, in ihren alten Stammgemeinden im Aargau bis 1879 aber nur «Korporationsgenossen» ohne Ortsbürgerrechte blieben.¹⁵

Die Kultur der Landjuden

Um 1850 richtete sich der Alltag der Landjuden noch weitgehend nach den überlieferten jüdischen religiösen Vorschriften.¹⁶ Die Händler waren unter der Woche allerdings auf sich gestellt, konnten auf ihren langen Handelsreisen als Hausierer und Viehhändler meist nicht in Gemeinschaft beten und kamen erst am Freitagmittag in ihre Landgemeinde zurück. In den jüdischen Taschenkalendern waren auch die christlichen Feiertage und wichtigen Märkte angegeben. Zur Wahrung der Speisevorschriften deponierte man in christlichen Wirtshäusern auf dem Lande koschere Pfannen und beschrieb sie mit Kreide auf Hebräisch mit dem Titel des jeweiligen biblischen Wochenabschnitts, damit sie nicht in unbefugte Hände gerieten. Allerdings hatte unter den Landjuden um 1850 schon eine Debatte um die Modernisierung des Gottesdienstes eingesetzt. Der grosse Vorkämpfer der Gleichberechtigung der Juden in der Schweiz, Lehrer Markus Getsch Dreifus (1812–1877) aus Endingen, hatte am aargauischen Lehrerseminar, in Strassburg und in Karlsruhe bei einem Stiftungsrabbiner gelernt.¹⁷ Als modern ausgebildeter Lehrer kam er 1831 nach Endingen zurück und studierte 1835 kurz an der Universität Basel. Vor dieser Zeit wird es einige Landjuden gegeben haben, die nur die hebräischen Buchstaben beherrschten und keine in lateinischen Lettern gedruckten Bücher lesen konnten. Im modernen Lehrplan der jüdischen Volksschulen im Surbtal des Jahres 1845 wurden traditionelle jüdische Elemente durchaus hochgehalten, etwa das «jüdisch-deutsch Schreiben» in hebräischer Kurrentschrift, was nach 1834 an den badisch-jüdischen Schulen verboten worden war.¹⁸ Sechzehn Stunden Religionsunterricht in der Woche für die Mittelstufe waren beileibe kein «assimilierendes» Bildungsprogramm. Der Unterricht war religiöser geprägt als in protestantischen Landschulen. Kein Wunder, hielt sich das Jüdisch-Deutsche oder Westjiddische in diesen Familien erstaunlich lange. Sogar der in der Stadt Zürich aufgewachsene Pferdehändlersohn Henri Guggenheim (* 1887) konnte noch 1961 alle sprachlichen Register ziehen; das damals aufgezeichnete Gespräch gibt nämlich nicht die einfachere alltägliche Umgangssprache wieder, die viel weniger Hebraismen aufwies.¹⁹

In der badischen Nachbarschaft wurde das jüdische Schulwesen ebenfalls modernisiert, allgemeine Fächer eingeführt und Lehrer systematisch vorgebildet. Leopold Moos in Randegg gründete schon 1815 die erste moderne jüdische Volksschule im Grossherzogtum Baden.²⁰ Die ländlichen jüdischen Schulen in Baden und der Schweiz erhielten im Allgemeinen gute Wertungen bei den christlichen Behörden.²¹ Man könnte sogar die Hypothese aufstellen, dass vom Blickwinkel der bildungsbürgerlichen



Jüdische Landgemeinden im Umfeld des Kantons Zürich um 1850 mit einer schematischen Darstellung der wichtigsten Strassen.

Kultur die Landjuden von den 1830er Jahren an im Vergleich zur christlichen ländlichen Bevölkerung gar einen Vorsprung in der Akkulturation aufwiesen. Die christlichen ländlichen Schulen waren im Gegensatz zu den jüdischen Volksschulen während der Erntezeiten im Sommer und Herbst lange geschlossen, wie auch viele Bauern Vorurteile gegen alles «Studierte» hatten. Ihr Ideal lag in der physischen Landarbeit, an der alle anderen Bevölkerungsschichten gemessen wurden. Kleinbauern wollten und konnten sich keine professionelle landwirtschaftliche Ausbildung leisten.²² Doch ist dieser Akkulturationsunterschied zwischen ländlichen Juden und Christen methodisch schwer zu fassen.²³

Lehrer Dreifus aus Endingen trat 1835 in der Zürcher Presse als Verteidiger der Gleichstellung ohne Vorbedingungen auf,²⁴ verfasste Eingaben an die aargauische Kantonsregierung, die die Juden 1838 bei der Einbürgerung der Heimatlosen «verges-

sen» hatte, oder an die Bundesversammlung, die 1848 die Diskriminierung der Schweizer Juden hinsichtlich der freien Niederlassung in der neuen Bundesverfassung festschrieb.²⁵ Er war als Wortführer der Aargauer Juden akkulturiert, das heisst, er beherrschte die Standards der Mehrheitskultur und behielt seine jüdische Identität bei. In Endingen galt er als Anführer der liberalen Partei in der jüdischen Gemeinde, die sich um den dortigen, 1850 gegründeten Israelitischen Männerchor gruppiert hatte. Dass dieser 1852 am aargauischen Sängerfest in Lenzburg mit dem Lied «Brüder, reicht die Hand zum Bunde» auftrat, war Programm und Ideologie zugleich, nämlich die Bitte um Integration und Anerkennung.²⁶

Die innerjüdische religiöse Debatte in den Landgemeinden ist noch schlecht erforscht. Tatsache ist jedoch, dass die durch Landjuden in den 1860er Jahren gegründeten städtischen Gemeinden in Konstanz, Freiburg, Offenburg oder Zürich alle nicht orthodox waren.

Eigenorganisation

Um 1798 war Zürich für Juden eine verbotene Stadt. Bis 1850 hatte der Stadtrat etwa ein Dutzend jüdische Familien auf der Basis von Einzelprivilegien zugelassen.²⁷ Unter diesen wenigen finden sich Elsässer Familien, die in ihrer Heimat seit 1791 gleichberechtigte Bürger waren. So war es für Jacques Ris selbstverständlich, 1832 um ein Offizierspatent nachzufragen, was Oberst von Orelli allerdings vor den Kopf stiess.²⁸ Ein Jude als Offizier – das konnte man sich auch im liberalen Zürich nicht vorstellen. Die Familie Ris, die sich im Textilhandel und Bankwesen betätigte, war 1817 als erste jüdische Familie zugelassen worden und hatte vor 1850 eine bescheidene jüdische Infrastruktur aufgebaut. Ein privater Religionslehrer war angestellt worden, der in Zürich auch schächtete.²⁹ 1858 fand sich ein Dutzend Familien zusammen und mietete für die hohen Feiertage im Herbst den Saal des bereits erwähnten Gasthauses Rothaus im Niederdorf.³⁰ 1862 wurde formell der Israelitische Cultusverein (nach 1880: Israelitische Cultusgemeinde) in Zürich gegründet. Einigen war die Rückreise in die Landgemeinden zu beschwerlich geworden. Nach 1858 fand in Zürich vermutlich kein jüdischer Wochentagsgottesdienst statt, auch dann nicht, als 1884 eine prachtvolle Synagoge an der Löwenstrasse eingeweiht wurde. Die nötige Mindestzahl von zehn männlichen Personen über dreizehn Jahren wäre zwar vorhanden gewesen, da in Zürich 1888 1'222 Juden bei der Einwohnerkontrolle eingetragen waren. Es gab damals jedoch noch kaum orthodoxe Familien in der Stadt.

Präsenz im öffentlichen Raum der Stadt

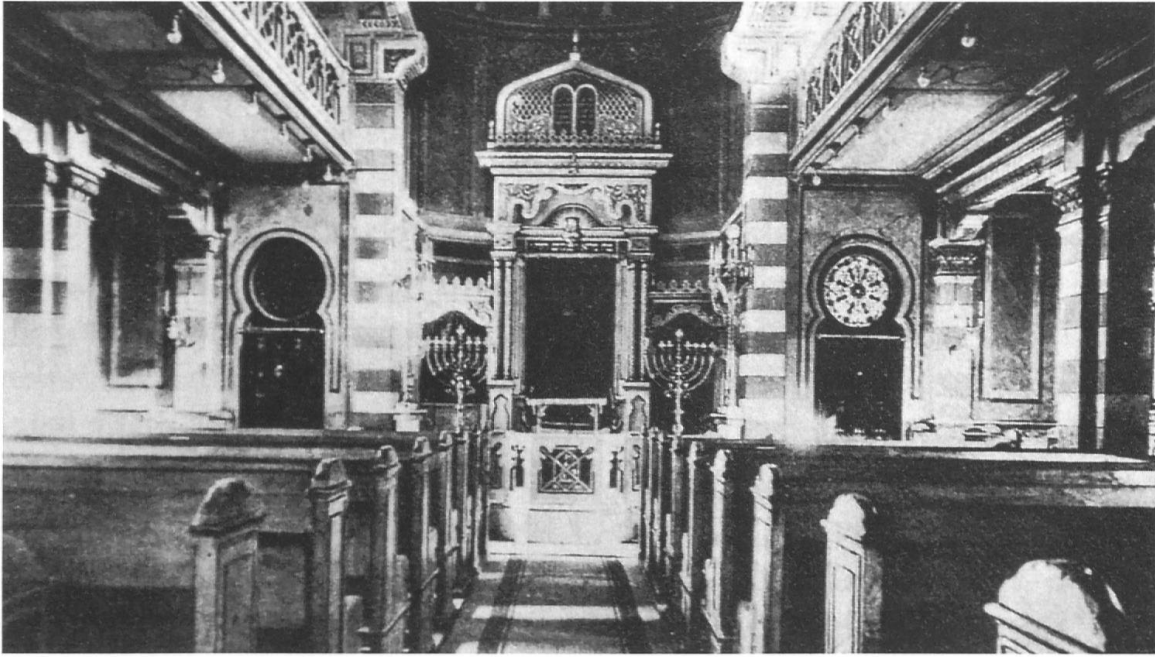
Die Errichtung einer Synagoge in Zürich war schon 1883 auf die schweizerische Landesausstellung hin geplant gewesen, was den Symbolcharakter des Baus unterstreicht. Zur Einweihung im folgenden Jahr organisierte man einen öffentlichen Umzug, der ein Zeichen für die angestrebte Integration als eigenständige, selbstbewusste Gruppe setzen sollte. Die beiden christlichen Architekten Alfred Chiodera und

Theophil Tschudy nahmen sich die 1881 eingeweihte St. Galler Synagoge zum Vorbild. Der maurische Baustil war zu dieser Zeit in Mode und weniger christlich konnotiert wie die zeitgenössische Neugotik. Allerdings wäre noch abzuklären, ob die Gestaltung stärker von den Architekten, Schüler von Gottfried Semper, der selbst in Dresden 1840 eine Synagoge gebaut hatte,³¹ oder vom Vorstand der Cultusgemeinde bestimmt wurde.³²

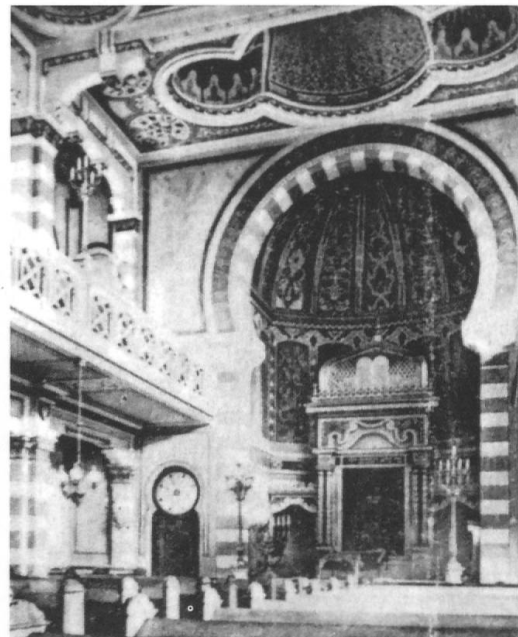
Eine neue religiöse Infrastruktur

Für die kleine Gruppe jüdischer Familien um den Cultusverein war es schwierig, einen Rabbiner oder Religionslehrer zu finden. Der Kantor und Schächter Alfred Lang musste, wie in einer kleinen Landgemeinde, auch unterrichten. Über seine Ausbildung ist nichts bekannt. 1872–1874 wurde der alte Lehrer Marcus Getsch Dreifus noch einmal bemüht. Mit Elisäus Landau aus Galizien kam 1885 ein akademisch gebildeter Religionslehrer nach Zürich.³³ Er hatte einen Teil seiner Ausbildung an der liberalen Hochschule für die Wissenschaft des Judentums erhalten. 1893 wurde Rabbiner Dr. Martin Littmann eingestellt. Er hatte über die Geschichte der jüdischen Bibelexegese promoviert und war am (konservativen) Breslauer Rabbinerseminar ausgebildet worden. 1896 wurde David Strauss als Religionslehrer und Kantor berufen. Strauss war Absolvent der staatlich anerkannten (orthodoxen) Israelitischen Lehrerbildungsanstalt in Würzburg. Der Vorstand der Cultusgemeinde – einfache Handelsleute – legte Wert auf «bildungsbürgerliche Reputation» und eine Professionalisierung des Religionsunterrichts. Zudem ging er wahrscheinlich mit diesen Wahlen auf die traditionalistische innere Opposition ein: Strauss kam von einer orthodoxen Institution, Littmann von einer konservativ-religiösen. Bald wurde Zürich zum Ort der jüdischen Stimme der Schweiz: Rabbiner Alexander Kisch (1848–1917) edierte während seiner kurzen Amtszeit (1877–1881) die «Neue Israelitische Zeitung», kehrte aber aus Protest über das Zaudern beim Synagogenbau nach Prag zurück.³⁴ Hermann Berliner unternahm um 1895/96 mit der «Jüdischen Volkszeitung und Zentralorgan für die Israeliten in der Schweiz» einen erneuten Versuch. Doch erst Strauss und Littmann hatten mit dem im Januar 1901 erstmals erscheinenden «Israelitischen Wochenblatt für die Schweiz» lang anhaltenden Erfolg.

Die Zürcher Juden verfolgten mit Interesse die Debatten in Deutschland über die Modernisierung des Judentums und des Gottesdienstes.³⁵ Die Synagoge Löwenstrasse verfügte über ein Harmonium, was auf den ersten Blick eine Neuerung darstellte. Doch erweist sich das Harmonium, dessen Anschaffung heftige Diskussionen vorausgegangen waren,³⁶ im Vergleich zur Orgel als ein konservativer Kompromiss. Die Cultusgemeinde war demnach weder reformerisch noch liberal, sondern konservativ eingestellt. An Harmonium und gemischtem Synagogenchor stiessen sich trotzdem orthodoxe Familien, die schliesslich 1891 im privaten Rahmen eine Betgemeinschaft gründeten, wo sie sich täglich trafen.³⁷ Nach einigem Hin und Her trennten sie sich 1895/98 von der Cultusgemeinde und bauten mit der Israelitischen Religionsgesellschaft Zürich (IRGZ) eine separate Organisation auf. Gemäss Statuten durften nur diejenigen Mitglieder sein, die streng orthodox lebten – was die Mehrheit der Juden in Zürich ausschloss. Ihre

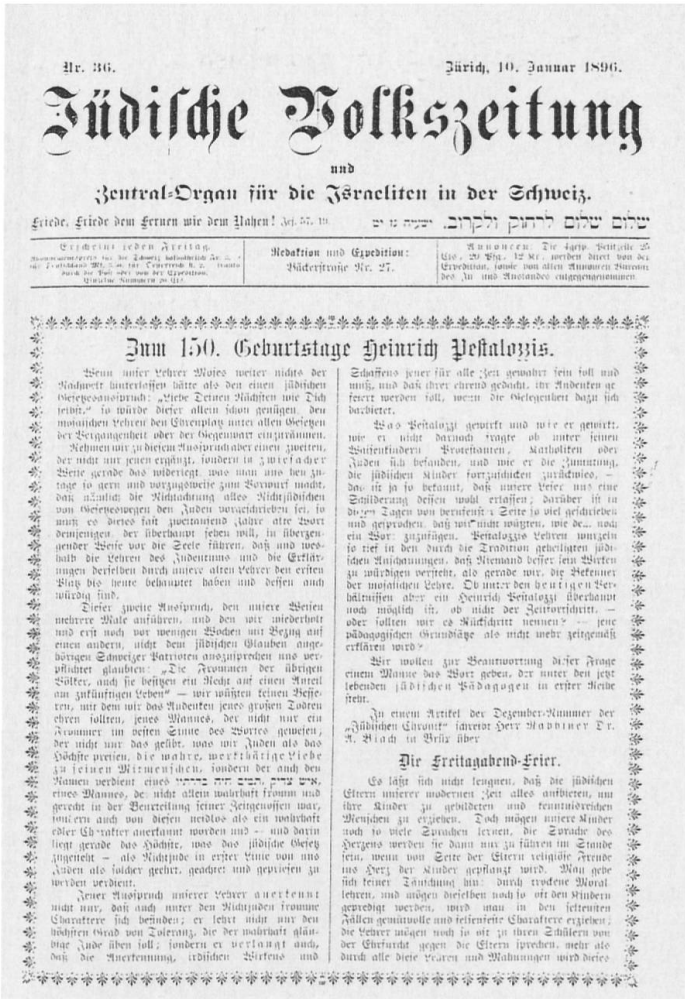


Innenraum der 1884 errichteten Synagoge an der Löwenstrasse in Zürich. Das angesehene (christliche) Architekturbüro Chiodera und Tschudy wählte eine prächtige orientalisierende Schablonenmalerei, die heute nicht mehr sichtbar ist. (Vorlage Staatsarchiv Zürich, Bild Martin Leonhard)



«Erfindung einer Tradition» beinhaltet aber – im Gegensatz zur osteuropäisch-jüdischen Orthodoxie – das Abhalten von Predigten, das Auftreten eines Männerchors, die Betonung von Disziplin und Andacht im Gottesdienst sowie die Bejahung akademischer Bildung. Ihr neuer Lehrer und späterer erster Rabbiner, Armin Kornfein, war vor seiner Berufung (1895) immerhin Gasthörer der Universität Zürich gewesen.³⁸

Gleichzeitig zogen orthodoxe Ostjuden in die Stadt, die sich von Anfang an getrennt organisierten (Minjanverein Zürich 3) oder sich der Cultusgemeinde anschlossen, wie 1898 David Farbstein (1868–1953), der 1902 Zürcher Kantonsrat der SP wurde.³⁹



Nicht jeder Versuch, eine jüdische Stimme zu etablieren, glückte. Auch die «Jüdische Volkszeitung» verschwand bald wieder (Zürich 1895–1898).

Integration?

Am einfachsten fassbar ist die gesellschaftliche Integration mittels der Mitgliedschaft in Vereinen und gelehrten Gesellschaften. In der Stadt Zürich gab es verschiedene Milieus: Die Akademiker um die Hochschulen waren eher weltoffen, ein Teil der alteingesessenen protestantischen Oberschicht hingegen sehr konservativ. Jüdische Dozenten der Universität und des Polytechnikums prägten das Vereinsleben der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, so etwa die Historiker Maximilian Büdinger, Alfred Stern, Georg Caro und der Altphilologe Moritz Guggenheim.⁴⁰ Bei den Studentenverbindungen zeigt sich ein gemischtes Bild: Die Zürcher Zofingia nahm Juden auf, wie die Teutonia,⁴¹ andere in der Tradition der deutschen Burschenschaft stehende wie die «Arminia» nicht. Diese hatte 1893 einen Arierparagrafen eingeführt und vertrat das Prinzip der «völkischen Erziehung». In sozialistischen Gruppen waren jüdische Studenten aus Osteuropa präsent. Rosa Luxemburg, Doktorandin in Zürich, arbeitete an einer internationalistisch ausgerichteten polnischen sozialistischen Zeitschrift in Paris mit.⁴² Sie wollte – wie viele andere – aus ihrem universalistischen politischen Verständnis heraus nicht als Jüdin angesprochen werden. Die Freimaurer-Loge «modestia cum libertate» hatte einzelne jüdische Mitglieder, die Zünfte, Hort der

Konservativen, in diesem Zeitraum allem Anschein nach nicht. Auch im Zürcher Männerchor finden wir keinen jüdischen Namen auf den Mitgliederlisten.

In der städtischen Politik sind Juden bis 1900 nicht zu finden, und auch danach fielen jüdische Kandidaten bei Wahlen oft durch, so etwa der Jurist Artur Mamelok bei den Demokraten.

Bis 1900 profilierten sich nur wenige Juden im Kulturleben der Stadt. Ein Salon des Textilhändlers Weill-Einstein existierte zu diesem Zeitpunkt. Adele Bloch bereitete sich um 1903 auf eine Karriere als Sängerin vor. Erst jetzt schaffte es diese Familie, ihrer Tochter eine Ausbildung in Berlin zu finanzieren.⁴³ Sie hatte vorher im elterlichen Betrieb, einer Textilfirma, mitgearbeitet und Wäsche kontrolliert. Die jüdischen Familien mussten sich zuerst einen gewissen Wohlstand erarbeiten, um als Kulturförderer in Erscheinung treten zu können. Im Vergleich zu Berlin lässt sich hier ein Akkulturationsrückstand von über hundert Jahren belegen, denn in der preussischen Hauptstadt waren schon vor 1800 Juden in einigen Gesellschaften und Klubs Mitglied.⁴⁴

Die Frage der gesellschaftlichen Integration der Juden müsste allerdings eher mit der Situation der Katholiken in Zürich verglichen werden, die ebenfalls Neuankömmlinge waren. Hatten sie ähnliche oder sogar grössere Schwierigkeiten? Oder spielte hier das unterschiedliche Sozialprofil eine Rolle? Viele Katholiken waren ausländische (italienische) Arbeiter oder stammten aus bäuerlichen Familien der Innerschweiz und waren weit vom städtisch-bürgerlichen Kulturbegriff entfernt. Ausdruck gesellschaftlicher Vorbehalte war auch, dass die Katholiken in Zürich und Winterthur erst 1863 anerkannt wurden.⁴⁵ Im Gegensatz zu den Juden wurde ihnen in Zürich mit der Augustinerkirche immerhin ein Gotteshaus zur Verfügung gestellt.

Eigenes Profil: Ein jüdisches Vereinswesen entsteht

Erst in den 1890er Jahren baute sich, von wenigen Vorläufern abgesehen, allmählich ein jüdisches Vereinswesen auf. Die 1894 gegründete Réunion bot ein jüdisches Kulturprogramm an, das es vorher in der Stadt nicht gegeben hatte.⁴⁶ Mit dem liberalen Pfarrer von St. Peter, Konrad Furrer, hatte man einen Ansprechpartner für biblische Themen und lud sogar zu dessen Vorträgen in Kirchen ein, ein Zeichen für eine Aufgeschlossenheit.⁴⁷ Von den 1870er Jahren an wurde Zürich zu einem Anziehungspunkt für Studenten aus Russland. Viele unter ihnen waren Juden. Die jüdischen Studentinnen spielten im Medizinstudium eine grosse Rolle. Sie waren an einer Integration aber weniger interessiert. Von 1897/1900 an entwickelte sich unter ihnen ein politisches jüdisches Vereinswesen. Besonders stark waren die «Bundisten», die eine Gleichstellung in Polen oder Russland als nationale Minderheit mit Minderheitenrechten erstrebten. Diese Bewegung war sozialistisch, säkular und hatte als Basis die jiddische Kultur. Die damals etwas weniger zahlreichen Zionisten träumten vom Aufbau des Landes Israel durch den neuen hebräischen Menschen, den Pionier oder «Chaluz».⁴⁸ Die «Territorialisten» schliesslich suchten irgendwo auf der Welt ein Gebiet, wo die verfolgten Ostjuden leben konnten.⁴⁹ Die Studenten wollten nicht zum «Schtetl» gehören.

Ausserhalb der Hochschulen, im orthodoxen Milieu, wurden religiöse «Lernvereine» aktiv, die Vorträge zu wichtigen religiösen Persönlichkeiten anboten.⁵⁰ Kurz,

der Juden in der Schweiz anzusehen ist.⁵⁴ Diese Verzögerung war nicht zuletzt eine Folge der demokratischen Struktur. Vorurteile konnten sich dadurch politisch besser ausdrücken. So gab es im Kanton Aargau das Recht auf Abberufung des Grossen Rates, das von katholisch-konservativer Seite 1862 zum Umsturz, ausgelöst wegen der Frage der Rechtsgleichheit für die Juden, genutzt wurde, ein einmaliger Vorgang in der politischen Geschichte der Schweiz.⁵⁵

Die protestantische Theologie im Kanton Zürich wies im 19. Jahrhundert kein freundliches Judenbild auf. In den zeitgenössischen Juden sah man selbstgerechte, heuchlerische Pharisäer, das Judentum galt als trockener Gesetzesglaube, als überwundene veraltete «Satzung». Die religiöse Lebenspraxis wurde als «Werkgerechtigkeit» disqualifiziert, das heisst als selbstgerechte Erwartung, durch religiöses Handeln von Gott eine materielle Belohnung zu erhalten. Juden galten als vom richtigen Weg Abgekommene, die einzig richtige Religion war diejenige der zürcherischen Landeskirche. Diese Stereotype wurden von Alexander Schweizer und Alois Emanuel Biedermann als Professoren der protestantischen theologischen Fakultät der Universität Zürich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Pfarrern und Religionslehrern eingeprägt und finden sich in den Schulbüchern für den Religions- und den Geschichtsunterricht. Auch massgebliche Politiker der älteren Generation der Liberalen wie Jonas Furrer waren in ihrer negativen Grundhaltung zum Judentum durch sie geprägt.

Von den 1880er Jahren an nahmen allerdings die Theologen Heinrich Steiner (1841–1889) und Victor Ryssel (1849–1905) Doktorarbeiten zu Themen aus der rabbinischen Literatur an. Eine Neuorientierung setzte um 1900 im sozial-religiösen Flügel der Zürcher protestantischen Theologie ein. So besuchte Leonhard Ragaz (1868–1945) den Synagogengottesdienst an der Oranienburgerstrasse, als er in Berlin studierte, und wehrte sich instinktiv gegen die antisemitischen Traktate von Hofprediger (!) Adolf Stöcker.⁵⁶

Es war diese theologische Geringschätzung des Judentums, die den Zürcher Regierungsrat veranlasste, eine Bitte im Jahr 1877 um öffentliche Anerkennung der Cultusgemeinde mit dem Argument abzulehnen, da könne ja jede «Sekte» (!) kommen.⁵⁷ Aus dem gleichen Grund nahm er 1884 nicht am Einweihungsakt der Synagoge Löwenstrasse teil, liess sich aber am abendlichen Bankett durch Regierungsrat Ludwig Stössel vertreten. Die Behörden in Genf und Basel hatten sich bei Bau und Einweihung der dortigen Synagogen 1856 und 1868 entschieden grosszügiger gezeigt. In der ländlichen Presse konnte sich ein enormes Potential von Judenfeindschaft äussern. Die Krise der Landwirtschaft in den 1870er und 1880er Jahren verbitterte viele Kleinbauern. Sie sahen ihren wirtschaftlichen Abstieg und nahmen gleichzeitig – übertrieben – einen sozialen Aufstieg jüdischer Händler wahr. Nach einem einfachen personalisierenden Erklärungsmuster waren «die Juden» an ihrer Misere schuld. Dass die Landjuden den ihnen zugeschriebenen niederen Status als arme Hausierer allmählich verliessen, weckte in Teilen der bäuerlichen Bevölkerung Aggressionen. Dieses Ressentiment nutzte ein geschäftstüchtiger Herausgeber wie Rudolf Bodmer in Wülflingen mit seinem Skandalblatt «Weinländer».⁵⁸ Bodmer lebte durchaus auch von allgemeinen Skandalen, doch irritiert die Masse und Kontinuität der judenfeindlichen Äusserungen.⁵⁹ Hier wären vergleichende Studien mit anderen ländlichen Zeitungen Zürichs zu unternehmen. Rassistische Karikaturen verbreitete zwischen 1879 und 1900

der von Jean Nötzli, einem Bäckerssohn aus Bülach, in Zürich herausgegebene, viel gelesene «Nebelspalter».⁶⁰ Diese freidenkerische Richtung wollte nicht mehr die antireligiösen Klischees benutzen und geriet so ins Fahrwasser des Rassenantisemitismus.

Städtische Organe wie der Winterthurer «Landbote» oder die staatstragende «Neue Zürcher Zeitung» hielten sich zurück.⁶¹ Sie befürworteten 1862–1866 die Gleichstellung der französischen und Schweizer Juden. Allerdings war 1893 die Haltung vieler Periodika zum jüdischen Schächten ambivalent bis negativ. Auch hier hatte die protestantische Theologie das Fundament für die populäre Einstellung gelegt, dass dieser «alttestamentarische» Brauch überholt und grausam sei. 85 Prozent aller Zürcher Stimmbürger wollten 1893 das Schächten verbieten.⁶² Oft wurde im Unterton die Gleichstellung der Juden in Frage gestellt, wenn das Schächten als «inhuman» und dessen Verbot als staatliche Pflicht bezeichnet wurde, der Juden unbedingt nachzukommen hätten.⁶³

Die Zürcher Behörden hatten kein Verständnis für die jüdische religiöse Lebenspraxis. Die Zürcher Zentralschulpflege zwang die jüdischen Kinder, am Samstag in der Schule zu schreiben,⁶⁴ der Erziehungsrat hatte 1890 das samstägliches Schreiben gar zur «bürgerlichen Pflicht» emporstilisiert – auch hier wurde im Subtext die staatsbürgerliche Gleichstellung in Frage gestellt.⁶⁵ Der sonst so liberale Pfarrer Konrad Furrer wollte als Mitglied dieser Behörde die Juden durch den allgemeinen Schulbesuch zu einem säkularen Lebenswandel bringen, die «jüdischen Satzungen» waren und blieben für ihn ein Stein des Anstosses.⁶⁶ Einzelne Lehrer verhielten sich dagegen toleranter. Der Regierungsrat dispensierte aber erst 1914 jüdische Kinder vom Schreiben am Samstag, und dies nur für die Grundstufe.⁶⁷ Er übernahm dabei die Argumentation von Pfarrer Furrer von der Schule als Mittel zur Assimilation.

Es dauerte viel länger als zum Jahr 1900, ehe die konstruierte «Fremdheit» gegenüber den Juden in der christlichen Zürcher Bevölkerung abnahm. Die demokratische Struktur der Schweiz hatte die Gleichstellung und die damit verbundene Integration nicht gefördert. Doch liessen sich um 1900 Erfolge aufzeigen. In Zürich existierte eine vielfältige religiöse jüdische Infrastruktur, die Cultusgemeinde, die west- und die ostjüdische orthodoxe Gruppe lebten nebeneinander. Zürich wurde durch die osteuropäisch-jüdischen Studenten zu einem Zentrum jiddischer Kultur, ein vielfältiges Vereinswesen entwickelte sich. Die Stadt wurde zwischen 1850 und 1900 zum jüdischen Zentrum der Schweiz: Hier wohnte 1900 mit 2'729 gut ein Fünftel aller Juden in der Schweiz.

Die Integration in Vereine, Gesellschaften, Zünfte und Logen war um 1900 nicht abgeschlossen, doch müsste dieser Prozess mit anderen Gruppen – etwa den Katholiken oder auswärtigen kantonalen Landsmannschaften – verglichen werden. Vorbehalte gab es gegen das Schächten, das Ruhegebot am Schabbat (Schreiben in der Grundschule), orthodoxe Ostjuden, jüdische Studenten aus Osteuropa und jüdische Hausierer; oft belastete pauschaler rassistischer Antisemitismus eine Annäherung, auch wenn sich in Zürich antisemitische Volksparteien im Gegensatz zum Deutschen Reich kaum ausbreiten konnten. Je unauffälliger, also weltlicher ein Jude lebte, desto eher war er in Zürich um 1900 akzeptiert. Von gesellschaftlichem Pluralismus war man weit entfernt.

Entgegen populären Vorurteilen über jüdische Geschäftstüchtigkeit konnten sich nur wenige Juden, beispielsweise im Textilhandel, emporarbeiten, was gelegentlich einen langen Atem erforderte, wie etwa der sechzig Jahre dauernde Aufstieg der



Werbung als Symbol einer Erfolgsgeschichte. Rund sechzig Jahre nach ihrer Niederlassung im Winterthurer Vorort Veltheim konnte die aus der südbadischen Landgemeinde Randegg stammende Familie Biedermann inmitten der Altstadt von Winterthur das «Rothaus» als modernes Textilwarenhaus eröffnen (Der Landbote vom 27. Februar 1907).

Familie Biedermann aus Veltheim-Winterthur deutlich macht.⁶⁸ Nachdem der Kanton die Juden über 230 Jahre (1634–1862) fern zu halten versucht hatte, waren sie 1900 doch von der Peripherie (den Landgemeinden und osteuropäischen «Schtetl») im Zentrum angekommen. Trotz hartnäckiger Vorbehalte gegen sie und trotz starken Assimilationsdrucks war die Zeit von 1850 bis 1900 keine Zeit des Scheiterns, sondern weitgehend eine Erfolgsgeschichte im Zeichen der Akkulturation.

Anmerkungen

- 1 Wider den Mythos eines deutsch-jüdischen Gesprächs, in: Leo Baeck Institute Bulletin, Bd. 9 (1961), S. 10–20.
- 2 Sorkin, David: The Transformation of German Jewry, 1750–1840, New York 1987; Meyer, Michael A.: Response to Modernity. A History of the Reform Movement in Judaism, Oxford 1988.
- 3 Volkov, Shulamit: Die Juden in Deutschland 1780 bis 1914, München 2000, S. 8–17, 42–46, 86–101, 137–145; Barkai, Abraham: Jüdische Minderheit und Industrialisierung. Demographie, Berufe und Einkommen der Juden 1850–1914, Tübingen 1988; vgl. Myers, David Nathan: Re-Inventing the Jewish Past. European Jewish Intellectuals and the Zionist Return to History, New York 1995.
- 4 Wyrwa, Ulrich: Juden in der Toskana und in Preussen im Vergleich. Aufklärung und Emanzipation in Florenz, Livorno, Berlin und Königsberg i. Pr., Tübingen 2003.
- 5 Katz, Jacob (Hg.): Towards Modernity, New Brunswick 1987; Brenner, Michael et al. (Hg.): Jewish Emancipation Reconsidered. The French and German Models, Tübingen 2003; Meyer, Michael A. et al. (Hg.): Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bde. 2–3, München 1996/97.
- 6 Weldler-Steinberg, Augusta: Geschichte der Juden in der Schweiz, Bd. 1, Zürich 1966, S. 26, Bd. 2, Zürich 1970, S. 198–202.

- 7 Kaufmann, Uri: From the Jewish Village to the City, in: Leo Baeck Institute – Year Book, Bd. 28 (1985), S. 283–299.
- 8 StAZH, S 194, 13. 12. 1817, Statthalter Regensburg.
- 9 StAZH, PP 41 c (1825) Fremdenpolizei: Einheimische Krämer und Hausierer.
- 10 StAZH, N 36a, 23. 6. 1846, Statthalter Winterthur. Bernheim rechtfertigte sich dadurch, dass er Baumwolltücher von Winterthurer Fabrikanten absetze.
- 11 Neue Israelitische Zeitung, Nr. 9, 1. 5. 1879, S. 67.
- 12 Weldler-Steinberg (siehe Anm. 6), Bd. 2, S. 205.
- 13 Ebd., S. 143 f.
- 14 Ebd., S. 205.
- 15 Ebd., S. 151–161.
- 16 Richarz, Monika und Rürup, Reinhard (Hg.): Jüdisches Leben auf dem Lande, Tübingen 2000.
- 17 Kaufmann, Uri R.: Ein schweizerisch-jüdisches Leben für moderne Bildung und Emanzipation: Marcus Getsch Dreifus, in: Kustermann, Abraham P. (Hg.): Jüdisches Leben im Bodenseeraum, Ostfildern 1994, S. 109, 111.
- 18 Kupfer, Claude und Weingarten, Ralph: Zwischen Ausgrenzung und Integration, Zürich 1999, S. 58, Hinweis auf: Israelitisches Wochenblatt, Nr. 40, 6. 10. 1967.
- 19 Siehe die CD-ROM des Phonogramm-Archivs der Universität Zürich oder die Transkription in: Surbtaler Jiddisch, Heft 4, Schweizer Dialekte in Text und Ton, Zürich, Frauenfeld 1966, siehe Aufnahme Nr. 7, S. 34–38; Kupfer und Weingarten (wie Anm. 18), S. 44.
- 20 Kaufmann, Uri R.: Das jüdische Schulwesen auf dem Lande. Baden und Elsass im Vergleich 1770–1848, in: Richarz und Rürup (wie Anm. 16), S. 291–326.
- 21 Weldler-Steinberg (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 186 f.
- 22 Fritzsche, Bruno und Lemmenmeier, Max: Die revolutionäre Umgestaltung von Wirtschaft, Gesellschaft und Staat 1780–1870, in: Geschichte des Kantons Zürich, hg. von Niklaus Flüeler (†) und Marianne Flüeler-Grauwiler, Bd. 3, Zürich 1994, S. 20–157, hier S. 38.
- 23 Briefe der gleichen Alterskohorte wären hinsichtlich Stil und Fehlern zu vergleichen. Je nach Ort beherrschten zwischen zehn und fünfzehn Prozent der älteren jüdischen Männer im Elsass um 1846 nur das hebräische Alphabet. Bei den Frauen war der Anteil höher, vgl. Hyman, Paula: The Emancipation of the Jews of Alsace, New Haven 1991, S. 68.
- 24 Züricher Freytagszeitung, Nr. 46, 13. 11. 1835, S. 2.
- 25 Weldler-Steinberg (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 17–25.
- 26 Weldler-Steinberg (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 209; Kaufmann (wie Anm. 17), S. 114.
- 27 StAZH, N 36a, 9. 7. 1841: Protokoll Stadtrat Zürich.
- 28 Weldler-Steinberg (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 201, S. 283; Anm. 201, Hinweis StAZH, QQ W I.8, S. 83, 23. 7. 1837. Siehe auch: Verzeichnis der Ansässen der Stadt Zürich auf das Neujahr 1817, S. 85: «Rise, Aron, Handelsjude aus Hirsingen».
- 29 StAZH, N 36a, 9. 7. 1841, Protokoll Stadtrat Zürich.
- 30 Littmann, Josef: 100 Jahre ICZ, in: Festschrift anlässlich des 100jährigen Bestehens der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich, Zürich 1962, S. 1–95, hier S. 10.
- 31 Hammer-Schenk, Harold: Synagogenbau in Deutschland. Geschichte einer zerstörten Tradition, Bd. 1, Hamburg 1981, S. 130–146.
- 32 In den erhaltenen Protokollbüchern der ICZ findet sich kein Hinweis (Archiv für Zeitgeschichte, Zürich).
- 33 Landau, E.: Die dem Raume entnommenen Synonyma für Gott in der neuhebräischen Literatur, Zürich 1888, siehe hier Lebenslauf (Exemplar Universitätsbibliothek Heidelberg).
- 34 Kisch, Guido: Alexander Kisch (1848–1917). Eine Skizze seines Lebens und Wirkens, Tübingen 1934.
- 35 Meyer (wie Anm. 2); Breuer, Mordechai: Jüdische Orthodoxie im Kaiserreich, Frankfurt 1986; Volkov (wie Anm. 3), S. 24–32, 94–97.
- 36 Neue Israelitische Volkszeitung, Nr. 11, 1. 6. 1879, nach Ansicht von Rabbiner Kisch verhinderte dieser Streit lange den Bau der Synagoge.
- 37 Rom, Felix: Die Geschichte der IRG, in: Vorstand der israelitischen Religionsgesellschaft (Hg.): Festschrift 100 Jahre IRG, Zürich 1995, S. 11–24.

- 38 Ebd., S. 15.
- 39 Zweig-Strauss, Hanna: David Farbstein (1868–1953), Zürich 2002, S. 29.
- 40 Largiadèr, Anton: Hundert Jahre Antiquarische Gesellschaft 1832–1932, Zürich 1932, S. 193–195, 257. Zu Stern: Nachruf in Neue Zürcher Zeitung, Nr. 515, 26. 3. 1936.
- 41 Ehinger, Paul: Die alte Schale ist nur fern, Zofingen 1994, S. 214 f.; Sibler, Georg: Geschichte der Studentenverbindung Teutonia 1865–1965, Zürich 1965, S. 120, 172–191. Der jüdische Historiker Alfred Stern war Ehrenmitglied Nr. 18.
- 42 Nettle, John P.: Rosa Luxemburg, Bd. 1, London 1966, S. 59–107; Labhart-Stadler, Verena: Rosa Luxemburg an der Universität Zürich, Zürich 1978, S. 11–39.
- 43 Zipkes, Rudolf: Leben und Wirken der Sängerin Adele Zipkes-Bloch (1885–1918), Zürich 1990.
- 44 Wyrwa (wie Anm. 4), S. 136–142.
- 45 Offizielle Sammlung der [...] erlassenen Gesetze, Beschlüsse und Verordnungen, Bd. 13, Zürich 1866, S. 230–238, § 5: «anerkannte» Gemeinden; siehe Stierlin, Max: Die Katholiken im Kanton Zürich 1862–1875 im Spannungsfeld zwischen Eingliederung und Absonderung, Zürich 1996.
- 46 Jüdische Volkszeitung, Nr. 5, 5. 5. 1896, S. 1; Israelitisches Wochenblatt, Nr. 6, 9. 2. 1906, S. 5.
- 47 Jüdische Volkszeitung, Nr. 39, 31. 1. 1895, S. 308.
- 48 Israelitisches Wochenblatt, Nr. 47, 22. 11. 1901, S. 1. Die zionistische Ortsgruppe wurde schon 1897 gegründet.
- 49 1905 und 1908 wurden in Zürich von der Ortsgruppe der Territorialisten zwei Broschüren gedruckt.
- 50 Talmud Tora Verein und Tiferet Bachurim-Verein («Zierde der Jünglinge»), beide 1896 gegründet, vgl. Jüdische Volkszeitung, Nr. 39, 31. 1. 1896, S. 311, Nr. 46, 6. 3. 1896, S. 349.
- 51 Israelitisches Wochenblatt, Nr. 2, 11. 1. 1901, S. 4: Kreis 1: 1019 Juden, Kreis 2: 417, Kreis 3: 916, Kreis 4: 162, Kreis 5: 229. Insgesamt wohnten nach dieser Angabe 2'753 Juden in der Stadt.
- 52 Littmann (wie Anm. 30), S. 34.
- 53 Schwarzfuchs, Simon: Du Juif à l'Israélite. Histoire d'une mutation, Paris 1989, S. 97–156; Feuerwerker, David: L'émancipation des Juifs en France, Paris 1976, S. 241–445.
- 54 Weldler-Steinberg (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 159–161. Die Revision der Bundesverfassung des Jahres 1874 kann nicht gelten, da hier mittels der neu verankerten Kultusfreiheit im Umfeld des Kulturkampfes christkatholische Minderheiten in katholischen Kantonen geschützt werden sollten. Diese Auffassung vertrat schon Augusta Weldler-Steinberg, siehe ihren Artikel «Schweiz» in: Jüdisches Lexikon, Bd. IV/2, Nachdruck, Frankfurt 1981, Sp. 307.
- 55 Weldler-Steinberg (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 94–112.
- 56 Ragaz, Leonhard: Mein Weg, Zürich 1952, S. 123; Tagebuch nach Mattmüller, Markus: Leonhard Ragaz und der religiöse Sozialismus. Eine Biographie, Bd. 1, Zollikon 1957, S. 25 f. und 56.
- 57 StAZH, T 59 c, 17. 9. 1877, 20. 1. 1881 (Weigerung der Prüfung von Statuten der ICZ), 28. 8. 1884 (Ablehnung einer Teilnahme an der Einweihung), NN 3.29 Protokoll der Direktion des Innern (1877); Zentralbibliothek Zürich, Nachlass Gustav Vogt, 6.36, Charles Guggenheim-Sax an Vogt, 31. 10. 1877.
- 58 Külling, Friedrich: Bei uns wie überall? Antisemitismus, Zürich 1978, S. 160–189, freundliche Hinweise zur Biografie Bodmers (1832–1897) von Peter Niederhäuser.
- 59 Man konsultiere die Jahrgänge 1879 bis 1884.
- 60 Külling (wie Anm. 58), Karikaturen auf S. 79, 91 f., 114, 125, 135, 173, 219, 238.
- 61 Der Landbote, Winterthur, Nr. 132, 4. 6. 1862, Nr. 186, 6. 8. 1862; Neue Zürcher Zeitung, 1862: Nr. 144, 158, 211, 266, 184, 1863: Nr. 192, 208, 210, 221.
- 62 Krauthammer, Pascal: Das Schächtverbot in der Schweiz, Zürich 2000, S. 85–94.
- 63 Züricher Post, Nr. 198, 24. 8. 1893.
- 64 Stadtarchiv Zürich, V.H.a.42.: 8 f. Protokoll der Zentralschulpflege der Stadt Zürich, S. 97, 26. 10. 1893.
- 65 Ebd., Bezug auf die Sitzung vom 5. 11. 1890.
- 66 Protokoll der Zentralschulpflege, Nr. 589, 19. 9. 1901: «starres Festhalten an Satzung».
- 67 Protokoll Regierungsrat 1914, Nr. 2'789, zit. nach Huser Bugmann, Karin: Schtetl an der Sihl. Einwanderung, Leben und Alltag der Ostjuden in Zürich, 1880–1939, Zürich 1998, S. 153.
- 68 Biedermann-Moos, Bertha: Von Veltheim nach Winterthur, in: Maajan, Heft 44 (1977), S. 1'088–1'090 (Druck eines Manuskripts aus der Zeit um 1925): Stadtbibliothek Winterthur, XVIIa 529/24: Prospekt der Eröffnung des umgebauten Rothauses, 23. 6. 1930.